

Heimat(en) und Bildung - und was das eine mit dem anderen zu tun hat
10.45 Impulsvortrag „Heimat(en)“ - Heimat: Was ist das und wozu braucht man das im 21. Jahrhundert?

Verena Schmitt-Roschmann, Journalistin und Buchautorin, Berlin

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

vor wenigen Tagen war wieder „Tag der Heimat“ - der Gedenktag an die

Verkündung der „Charta der Deutschen Heimatvertriebenen“ am 6. August 1950.

Der Tag ist vielleicht nicht jedem sofort im Bewusstsein, aber der Ingolstädter

Fernsehsender intv nahm ihn zum Anlass für eine Umfrage in der Fußgängerzone zu

zwei wichtigen Fragen, die uns heute auch beschäftigen: Was ist eigentlich Heimat?

Und hat sich da in den vergangenen 60 Jahren etwas verändert?

Über beides werde ich gleich noch im Einzelnen sprechen. Aber interessant an dem

Fernsehbeitrag fand ich vor allem die Einschätzung zweier älterer Ingolstädter, die

auf die Frage nach der Veränderung des Begriffs eigentlich diametral

entgegengesetzte Antworten fanden. Eine Frau sagte, nein, verändert habe sich

nichts: „Das kommt immer wieder zurück.“ Dagegen meinte ein älterer Herr: „Für die

jungen Generationen hat sich das schon etwas verändert. Die legen da nicht mehr so

viel Wert drauf.“

Das Interessante am Phänomen Heimat ist vermutlich, dass beides stimmt. Es

kommt immer wieder – und es hat sich doch in den vergangenen Jahren stark

verändert.

Um beide Seiten soll es heute hier gehen, frei nach dem Titel meines Vortrags:

Heimat, was ist das – und wozu braucht man das im 21. Jahrhundert?

Sie haben sich alle auf die eine oder andere Weise schon mit dem Begriff auseinandergesetzt, viele möglicherweise im Zusammenhang mit Heimatvereinen, mit regionaler, ländlicher Heimatpflege. Aber bei der Recherche zu meinem Buch „Heimat – Neuentdeckung eines verpönten Gefühls“ habe ich die Erfahrung gemacht, dass Heimat heute eben alles Mögliche sein kann: Zu dem Thema hat fast jeder etwas zu sagen – sei es auf dem Dorf in Niedersachsen oder im Spreewald oder in Berlin-Neukölln. Heimat ist für jeden etwas anderes.

Die einen erinnern sich an den „Duft des Apfels aus dem Garten der Eltern“, die anderen an den Blick über den Fluss, an den Dialekt in der Region ihrer Kindheit oder auch an den lokalen Fußballverein. Oder sie denken an ihre Familie, an Freunde - möglicherweise auch an Ihre 364 Facebook-Freunde.

Heimat im 21. Jahrhundert, das ist meine These, ist ein sehr individuelles Gefühl und ein sehr individuelles Bedürfnis – aber eben dennoch ein sehr verbreitetes.

Das belegen auch Umfragen.

Der Springer-Verlag hat zum Start seiner – inzwischen wieder eingestellten - Zeitschrift „Hörzu Heimat“ 2010 von Emnid ermitteln lassen, dass Heimat für 92 Prozent der Bürger in Deutschland wichtig ist. Für jeden zweiten hat die Bedeutung in den vergangenen Jahren zugenommen.

Und auch nach dieser Umfrage ist der Begriff so etwas wie ein Gefäß, in das fast jede Art von Inhalt hineinpasst.

So sagten

- 88 Prozent der Befragten, Heimat, das seien Familie oder Menschen, die einem nahe sind

- 85 Prozent sagten: ein Platz an dem man sich geborgen fühlt – also ein ziemlich vages Etwas
- 77 Prozent sagen: der aktuelle Wohnort
- 72 Prozent: der Geburtsort – auch eine interessante Gewichtung
- 68 Prozent nennen Gefühle rund um Kindheitserinnerungen
- 63 Prozent: die Region, in der man sich auskennt
- 61 Prozent: die Muttersprache oder der Dialekt

Danach lässt sich also festhalten: Heimat im 21. Jahrhundert, das können Menschen sein – das soziale Netz, die Lieben. Oder es kann ein vertrauter Ort sein – sei es der Ort der Kindheit, ein Ort, zu dem man eine besondere Verbindung hat, oder eben der derzeitige Wohnort. Für viele ist Heimat beides, Ort und Menschen. Und erstaunlich viele Menschen sagen inzwischen, es gebe für sie mehrere Heimaten.

Was auffällt: Der Begriff ist zumindest nach den Ergebnissen dieser Umfrage vor allem positiv besetzt. Darin spiegelt sich etwas Wohlig-Melancholisches. Heimat hat etwas Kuscheliges. Es ist ein Sehnsuchtsort.

Diese positive Deutung des Begriffs lässt sich auch darin erkennen, dass sich das moderne Marketing des Konzepts Heimat ausgiebig bedient. Nicht nur die süddeutsche Brauerei Gögginger bietet ihr Bier als „guten Schluck aus der Heimat“ feil. Beim Münchner Online-Händler „Servus Heimat“ gibt es schnieke Baby-Bodies und Butterbrotbrettchen mit Gams-Motiven. Und der Karlsruher Veranstaltungsort „Heimat“ wirbt um Hochzeiten, Betriebsfeiern und Foto-Shootings mit dem Slogan: „Rent your Heimat“ – Heimat zum Mieten, auch ein interessanter Gedanke. In jedem Fall darf man wohl aus der vielfachen Nutzung schließen: Heimat ist hip.

Das war nicht immer so – und es stimmt auch heute nicht für alle uneingeschränkt. Es gibt eine ganze Generation, nämlich die, die in 50er, 60er und 70er Jahren geboren sind, die den Begriff auch instinktiv problematisch findet. Er hat für viele etwas Verstaubtes, Rückwärtsgewandtes, Verstörendes.

Dabei gibt es zwei Aspekte:

Zum einen empfinden nicht alle die eigene Heimat subjektiv als positiv. Denkt man an den eigenen Herkunftsort, ist da oft etwas Zwiespältiges: Es ist sehr vertraut, man stammt da her, man ist dort gebunden – aber wenn man nicht weg kann, wird es schwierig. Man fühlt sich gefangen. Im Dorf zum Beispiel gilt ja: Man kennt alle, jeder kümmert sich um jeden, alle sprechen den gleichen Dialekt oder zumindest mit dem gleichen Zungenschlag. Nur: Tanzt man aus der Reihe, sprengt man die Regeln, dann eckt man eben auch ganz schnell an, und fühlt sich trotz allem entfremdet. Außerdem ist die Kehrseite enger Gemeinschaften eben auch die Ausgrenzung der anderen und des anderen.

Ich sprach für mein Buch mit der Vorsitzenden eines Heimatvereins in Niedersachsen, die vor 40 Jahren aus dem Nachbardorf „zugewandert“ ist und in ihre jetzige Gemeinde eingeheiratet hat. Und sie empfindet es immer noch so, dass sie dort nicht vollständig akzeptiert ist, weil sie woanders her stammt.

Auch mit der Vertrautheit des eigenen Herkunftsorts gehen Menschen sehr unterschiedlich um. So habe ich bei der Recherche für mein Buch eine Frau getroffen, die jetzt Mitte 40 ist und seit ihrer Geburt immer im selben kleinen Dorf wohnt und das ganz wunderbar findet. Diese Heimat macht sie tief zufrieden und sie will nirgendwo anders sein.

Aber ich fand auch das andere Extrem: eine Frau, die in Berlin-Spandau – also auch ziemlich ländlich – aufgewachsen ist und der dieser Ort schon als Kind zu eng war und die nichts wie weg wollte.

Das ist also der eine Aspekt: die eigene Heimat ist nicht immer angenehm und schön.

Zum zweiten denkt man in dieser Generation der heute 40- bis 60-Jährigen immer auch an den historischen Ballast, den der Begriff mit sich herumschleppt. Und der ist ja auch nicht wegzudiskutieren.

- Die „Heimatschutzbewegung“ ab Ende des 19. Jahrhunderts war in ihrem Ansatz rückwärtsgewandt, antiurban und politisch bisweilen reaktionär.
- Der Erste wie auch der Zweite Weltkrieg wurden damit begründet, es gelte, „die Heimat zu schützen“
- Die Nazis haben mit ihrer Blut-und-Boden-Ideologie die Bedeutung von Heimat und Verwurzelung ins Abstruse verkehrt und überhöht
- Und die Geschichte der 14 Millionen Vertriebenen nach dem Krieg macht alles noch schwieriger, weil sie sehr zwiespältig ist: Sie haben ein brutales Schicksal erlitten, das ist das eine. Und sie haben über lange Zeit Heimat nicht nur zum eigenen Sehnsuchtsort verklärt, sondern als politisches Unterpfand genutzt: Sie haben damit Politik gemacht.
- Und einen weiteren Punkt sollte man nicht vergessen: Heimat war nach dem Zweiten Weltkrieg auch so eine Art Ersatz für ein Nationalgefühl, was als Konzept nach der NS-Zeit noch viel mehr Schaden genommen hatte und lange Zeit als noch problematischer galt. Damit gab es sozusagen ein Kuddelmuddel der Identifikationsebenen. Denn eigentlich ist Heimat ja klein,

regional und konkret, Nation dagegen groß, umwölbend und abstrakt. Dieses Durcheinander, die Vermischung, die seit dem 19. Jahrhundert immer wieder politisch vorgetragen wurde, stiftet ebenfalls Unbehagen.

Halten wir also fest:

Heimat als Begriff ist zumindest für eine bestimmte Generation – heute zwischen 40 und 60 – auch problematisch. Ich selbst habe die Recherche an meinem Buch – und das ist vielleicht schon durchgeklungen - mit einigem inneren Abstand begonnen. Ich würde auch jederzeit dafür plädieren, den historischen Ballast des Begriffs mitzudenken und im Auge zu behalten.

Aber Heimat als Idee hat eben auch unsere Generation eingeholt. Es geht um Zugehörigkeit, Verwurzelung und Identität – und das sind Themen, die heute fast jeden umtreiben, auch die Unter-Dreißig-Jährigen. So gibt es im Internet nicht nur die bekannteren Portale wie MyHeimat.de, sondern auch jede Menge kleiner Initiativen, wie etwa das „Heimatzine“, das drei junge Leute in Eigeninitiative und Kleinstauflage herausgeben.

Und so komme ich in dem Buch zu dem Schluss: Heimat braucht jeder – auch ohne Hirschgeweih und Alpenglühén.

Warum ist das so?

Es gibt einige naheliegende Gründe, warum das Konzept – mal ganz unabhängig davon, ob man das Heimat nennt - eben doch nicht überholt ist, im Gegenteil.

Das eine große Thema, das viele Menschen umtreibt, ist die Globalisierung. Das ist ein sehr abstrakter Begriff. Man denkt an Containerschiffe aus China und Finanzmarktjongleure, die per Knopfdruck am anderen Ende der Welt ihre Credit Default Swaps verramschen. Aber letzten Endes hat die Globalisierung uns alle erreicht. Wir brechen ständig auf – oder jedenfalls häufiger noch als vor 30 oder 40 Jahren. Wir machen noch in der Schule ein Austauschjahr in Kanada, im Studium geht es für ein Semester nach Indien, im Job gerne mal hier ein paar Wochen nach China und dort mal ein paar Monate oder Jahre nach London. Und das sind nicht nur Akademiker. Auch Handwerker ziehen heute mal ein paar Monate nach Russland, um dort eine Siedlung mit Fertighäusern aufzubauen, Handelsvertreter vermarkten in Moskau bayerische Kräuterbutter.

Im Kleinen, in Deutschland, ist das ständige Umgezies noch viel alltäglicher: Viele fangen immer wieder neu auf. Das trifft Studenten ebenso wie die Supermarkt-Verkäuferin, die für einen Job durch die halbe Republik zieht. Und das bedeutet: neue Umgebung, neue Menschen, neue Regeln, was nicht nur anstrengend sein kann, sondern bisweilen auch tief verunsichert.

Also: Grund eins: Die in den vergangenen 30 Jahren hypermobilisierte Gesellschaft sucht sich einen Gegenpol – Verwurzelung, Verbindung, Gemeinschaft, Rückschau. Heimat eben.

In diesen Kontext der Verunsicherung gehört, dass es von „Heimat“ im traditionellen, übergreifenden Sinne immer weniger gibt. Der Journalist Martin Hecht hat schon vor mehr als zehn Jahren vom „Verschwinden der Heimat“ geschrieben. Er meint damit unter anderem eine kulturelle Angleichung, eine Einförmigkeit der

Lebensverhältnisse, ein Abschleifen der regionalen Eigenarten. Ich erinnere hier nur an die Ödnis deutscher Gewerbegebiete und Fußgängerzonen, wo die immer gleichen Ketten und Marken präsentiert werden.

Dazu kommt eine Vereinheitlichung etwa von Speisen und Geschmack durch McDonalds oder Tiefkühlpizza. Man muss sich da nicht in Kulturpessimismus hineinsteigern. Es ist müßig und irgendwie auch ermüdend, den Niedergang der deutschen Kulturnation durch Fertigsoße und Hiphop zu beklagen. Aber ein Wandel ist natürlich spürbar und die Veränderung nährt die Sehnsucht, dass eben auch irgendetwas besonders und speziell sein möge, verlässlich und beständig.

Nach den Gesprächen, die ich für das Buch geführt habe, ist das auch die Triebfeder für Engagement im Heimatverein: Es ist das Gefühl, dass der Wandel dieser rasenden Zeit Bewährtes unterpflügt – und zwar schneller, als es uns lieb ist.

Der Transmissionsriemen der Globalisierung und kulturellen Angleichung ist das Internet. Virtuell kommt die Welt ins Haus. Aber auch rein physisch trägt das Internet zum aktuellen Heimatbedürfnis bei: Das Sitzen vor dem Rechner und der Überfluss an Information, diese überwältigende Unübersichtlichkeit, weckt eine Gegentendenz, eine Sehnsucht nach Realität, nach Natur, nach Landschaft, nach echten Menschen und sozialen Kontakten, Gemeinschaft und Geborgenheit. Städter fangen an, Tomaten auf ihren Balkonen zu ziehen oder Verkehrsinseln mit Stiefmütterchen zu bepflanzen. Und sie verklären das einfache Landleben – wenn auch oft nur aus der Entfernung. Das sind seit dem 19. Jahrhundert bekannte Muster: Die Welt wird kompliziert – sei es mit politischer Neuordnung zum Reichsdeputationshauptschluss 1806 oder zur Reichsgründung 1871, sei es mit der Erfindung der Eisenbahn oder des mechanischen Webstuhls. Und die Deutschen entdecken die Heimat.

Daneben gibt es aktuell zwei weitere Punkte, die die Frage nach Heimat aufwerfen. Das eine Thema ist Zuwanderung und Integration. In Deutschland leben offiziell 16 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund, zum Teil schon seit Jahrzehnten. Für mein Buch habe ich mit etlichen Zuwanderern gesprochen, darunter eine junge türkischstämmige Frau – und ihr Schicksal erinnert irgendwie an die schon erwähnte Vorsitzende des niedersächsischen Heimatvereins, die sich nach 40 Jahren eben auch nicht heimisch fühlte.

Diese junge Frau ist selbst in Berlin geboren und hat die deutsche Staatsbürgerschaft, ebenso wie ihr Mann und ihre beiden Töchter. Alle sprechen perfekt deutsch miteinander, die Eltern sind gut ausgebildet und die Töchter gut in der Schule. Und doch gilt die Frau in Deutschland als Türkin – in der Türkei übrigens als Deutsche. Und sie sagt: „Eigentlich bin ich heimatlos“.

Ich will mit diesem Beispiel nur sagen: Auch Integration hat eine Menge zu tun mit Heimatsuche und Beheimatung. Auch auf dieser Ebene holt uns das Thema derzeit ein.

Und das gilt auch für ein zweites Feld: den Verlust der „Heimat DDR“, der ebenfalls etwa 16 Millionen Menschen betrifft. Wir Westdeutsche zucken da immer ein klein wenig zusammen, weil die gängige Lesart hier war: Gut, dass die schreckliche DDR endlich weg ist. Aber viele Ostdeutsche sehen das anders, auch SED-Gegner übrigens. Hier gingen fast über Nacht vertraute Regeln, vertraute Produkte, vertraute Umgebung verloren, die politische Geschichte und die eigene Biografie waren plötzlich verpönt. Und das schmerzt viele Ostdeutsche bis heute. Sie suchen Überbleibsel dieser einstigen Heimat und der eigenen Geschichte – sei es in

Spreewaldgurken oder Spee-Waschmittel. Und damit liegen sie vollkommen im Trend der Heimat-Renaissance.

Ich will mit diesen Beispielen verdeutlichen: Es gibt diese Sehnsucht nach Heimat – wenn man den Begriff weit fasst - auf vielen Ebenen. Sie treibt Millionen von Menschen aller Generationen um – sei es in Heimatvereinen oder Geschichtswerkstätten oder in Strickcafés oder in Nachbarschaftsinitiativen und Gemeinschaftsgärten oder Verbänden oder Online-Gruppen. Es mag vielleicht etwas zufällig und beliebig wirken, wenn Heimat alles zwischen dem FC St. Pauli und der Internet-Gruppe „Unter Nutella gehört Butter“ sein kann. Manches wird womöglich als eigene Identität keinen Bestand haben. Die Klassiker – der Ort der Kindheit, der langjährige Wohnort, der eigene Dialekt – sind und bleiben für die allermeisten das, was sie mit Heimat in Verbindung bringen. Die Deutschen sind Lokalpatrioten – das gilt bis zu einem bestimmten Grade immer noch. Aber es gilt eben nicht für alle und nicht zwangsläufig. Wer möchte, kann sich auch eine Heimat wählen. Es ist nicht abwegig, sondern normal angesichts unserer ständigen Bewegung, dass beim Gedanken an Heimat zwei oder drei Orte in Frage kommen.

Entscheidend ist, dass die Suche sehr viele Menschen eint. Hintergrund sind Verunsicherung und die Auflösungserscheinungen dieser Gesellschaft. Daraus entsteht ein sehr grundsätzliches, persönliches Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Verortung und Verwurzelung, das unabhängig von Politik und Kommerz Bestand hat.

Das geschieht alles nicht zum ersten Mal, es ist seit gut 200 Jahren so etwas wie eine Konstante in der deutschen Geschichte. Aber es passiert eben auch jetzt. Es herrscht Heimat-Konjunktur. Und wer an Heimatpflege – ob nun auf dem Land oder

in der Stadt - interessiert ist, kann an dieses sehr weit verbreitete und sehr tiefe Bedürfnis anknüpfen.

Damit hätten wir vielleicht die Überleitung geschafft zum eigentlichen Thema der Tagung – die Bildung. Aber nun freue ich mich erst einmal auf eine lebhaftere Diskussion.

Danke für die Aufmerksamkeit.